

Die holländische Erbschaft.

Roman von H. Rosenthal-Gent.

(Fortsetzung.)

Der Circus Deiro befand sich in großer Verlegenheit. Die Heilung des verunglückten Löwenbändigers machte zwar leidlich befriedigende Fortschritte, wie die Aerzte sagten, er war jedoch immer noch nicht völlig außer Lebensgefahr. Es konnten Monate vergehen, bis er fähig ward, wieder in seinem Berufe zu wirken, wenn das überhaupt in Zukunft noch möglich wurde. Höchst wahrscheinlich würde diese schwere Verletzung eine Lähmung des rechten Armes zur Folge haben. Die Vorführung der Tiger konnte überhaupt nicht fortgesetzt werden. Die Löwen sowohl wie die Tiger waren Eigenthum der Bändiger. Der Direktor Deiro durfte die Thiere nicht zur Schau stellen, nicht mit ihnen arbeiten. Er gab die sechs Löwen und die drei Tiger daher dem zoologischen Garten zur Aufbewahrung. So kostete ihn wenigstens deren Ernährung nichts.

Erfasman für Stockton und Rinconi mit großen wilden Thieren waren nicht so rasch zu finden. Es konnte Wochen dauern und viel Mühe kosten, bis er Erfolg bekam. Vorstellungen mit zahmen Thieren allein zogen nicht genug, das kannte Direktor Deiro aus Erfahrung. Der Circusbesitzer war daher gezwungen, bis auf Weiteres kein Bretterhaus zu schließen und zu feiern. Die Gastspieler mit ihren Artisten aus der Thierwelt wurden entlassen und die Angestellten des Circus gingen auf Kosten des Direktors spazieren.

Diese Ruhepause in ihrem anstrengenden Beruf wäre der Storchkünstlerin Bertha Sigismund gewiß sehr gut bekommen, wenn sie nicht Rinconis Zustand wegen in großer Sorge sich befinden hätte. Täglich zweimal ging sie nach dem Krankenhaus; sie wurde jedoch nicht zu dem Kranken gelassen. Ein junger Arzt, der sich der hübschen und interessanten Circuskünstlerin gegenüber sehr zuvorkommend erwies, unterrichtete sie ausführlich über das Befinden des Kranken.

„Biswunden von wilden Thieren wie Löwen und Tigern,“ erläuterte der Arzt, „sind stets gefährlicher wie andere Verletzungen, denn die Bestien heilen stark und ihr Geifer bewirkt, daß die Wunden schmerzhafte. Damit werden wir aber schon fertig werden,“ meinte der Arzt zuversichtlich. „Der Bändiger hat jedoch durch den Fall eine Gehirnerschütterung erlitten, und diese in Verbindung mit dem Wundfieber, das sich eingestellt hat, gibt uns zu denken. Tritt Gehirnentzündung ein, ist der Mann verloren. Nach dem augenblicklichen Stande der Krankheit scheint jedoch diese ungünstige Wendung sich nicht vorzubereiten. Der Mann phantastirt normal. Er spricht viel von seiner Mutter, der er entschlafen sein muß, und beschwört sie, den Kummer, den er ihr hierdurch gemacht, ihm zu vergeben. Wir betrachten bergleichen hartnäckig festgehaltenen bestimmte Phantasien für kein schlechtes Zeichen der Gehirnthatigkeit.“

Trotz der Betrübnis, die der ernsthafte Bericht des jungen Arztes über den Zustand Rinconis in Bertha hervorrief, fiel ihr doch diese Phantasie des Kranken Bändigers, von der ihr der Doktor erzählt hatte, auf. Sie hatte heute früh erst den Aufruf der Gerichtsbehörde gelesen, und in diesem stand, daß jener betreffende Erich Reinkens gegen den Willen seiner Mutter zu Schiff gegangen sei. Das stimmte auch mit dem Namen und dem Alter des Löwenbändigers. Es konnte ja schließlich zwei und noch mehr Erich Reinkens aus New York geben, die an demselben Tage geboren waren. Jedoch dieses Zusammentreffen machte sie stutzig.

In ihrer Wohnung angekommen, nahm sie noch einmal das Lohnbuch Arrigo Rinconis vor. Dort stand nichts weiter als: Erich Reinkens, geboren zu New York. Sie blätterte gedankenvoll in dem Buchlein. Da griff ihre Hand auf die innere Seite des letzten starken Pappdeckels des Buchleins. Sie bemerkte jetzt, daß hier ein zusammengeklappter Schein aufgeklebt war, sie schlug das Papier auseinander und las mit staunender Bewegung:

„Ich, der Herrschaff der Perlenkristallisation Koffal im nördlichen Australien, Saison 1892, bescheinige hiermit dem mir bekannt und in unseren Aufsen als Erich Reinkens aus New York aufgeführten Taucher, daß er die Entwendung seiner auf den Namen Erich Reinkens lautenden Legitimationspapiere aus seiner Brieftasche, die in seinem Koffer aufbewahrt gewesen, gemeldet hat. Diese Papiere bestanden nach Aussage des Reinkens in einem Aufenthaltsschein von New York, einem Paß von eben daselbst und seinem Matrosenbuch. Allen vorliegenden Umständen nach hat der Taucher Heinrich Falow, der von hier nach Indien ging, die Papiere gestohlen.“

Herrschaff, Taucherschiffbesitzer und zur Zeit Herrschaff Koffal. Den 3. Oktober 1892.“ Das Schriftstück war in englischer Sprache abgefaßt. Bertha Sigismund stand das Herz fast still, als sie diese Urkunde las. Sie rang nach Athem, sie wußte sich die Augen und schaute sich um. Träume sie oder war das Wirklichkeit, was sie da gelesen war?

„Nein, sie träumte nicht, vor ihr lag das Buch, und dieses hier war das Dokument mit dem Stempel der Taucherkolonie Koffal.“ „Dieser Erich Reinkens ist der wahre, der wirkliche Erbe!“ rief sie aus mit leuchtenden Augen, „und jener Mann, der in dem Aufruf erwähnt wird, ist ein Betrüger, vielleicht der Dieb, welcher dem armen Menschen seine Papiere gestohlen hat. Dieses Buch ist ungeheuer wichtig. Du siehst elend und krank darnieder, Du armer, süßer, geliebter Arrigo, an das Lager gefesselt durch die schweren Wunden, der Sinne beraubt durch das Fieber. Ich werde für Dich handeln. Das ist in doppelter Hinsicht meine Pflicht.“

Die Storchkünstlerin machte sorgfältig Toilette. Das that sie immer, sie hielt viel auf Eleganz, und die Bekleidung ihrer schlanken feinen Figur nahm den größten Theil ihrer Ausgaben in Anspruch. Sie kränzelte ihr lockiges Stirnhaar noch schöner, setzte das aus Golddraht geflochtene kleine Hütlein mit den edlen Perlen Sommerfächermutterchen auf den blonden Kopf, las noch einmal die Aufrufe durch und ging dann die vier Treppen ihrer Wohnung hinauf zur Straße, wo sie in die erste ihr begegnende Droschke stieg. „Zum Stadtgericht,“ befahl sie dem Kutscher.

Eine halbe Stunde später hielt das Gefährt vor dem großen dunklen Eingangsthor des langen vielschichtigen Gebäudes. Bertha hüpfte aus dem Wagen und gab dem Kutscher die Weisung, zu warten.

Die Storchkünstlerin betrat das Gebäude. „Ich komme in einer alten Erbschaftsangelegenheit,“ erklärte sie dem nach ihrem Begeh fragen den Thierwart.

Man wies sie an den Archivar Wynheer Steen, der die Dame freundlich empfing.

„Mein Besuch hat Bezug auf den soeben erschienenen Aufruf des Erich Reinkens,“ sprach Bertha.

Steen's Gesicht wurde finster. „Oh, schon wieder ein neuer Erbe,“ brummte er vor sich hin.

„Ja, mein Herr, ein neuer und der richtige,“ äußerte Bertha, die ein sehr feines Gehör hatte, entschieden. „Sind Sie einer der obersten Herren, die in dieser Sache zu entscheiden haben?“ frug sie, Steen etwas misstrauisch anblickend.

„Nein, das bin ich, Gott sei Dank, nicht,“ erklärte Friedrich Steen lächelnd. „Ich bin nur Archivar, das heißt Dokumentenverwalter und Auskunftsgeber. Wenn Sie, meine Dame, einen der Kollegienräthe in diesem Fall des Erbschaftsmetrens zu sprechen wünschen, so müssen Sie sich zu dem Präsidenten dieses Kollegiums begeben, zu Wunkeer van Heese, in Zimmer Nummer 8 sein Bureau hat.“

Fraulein Bertha Sigismund gefiel der Archivar und dessen Sprechweise gar nicht, sie verbeugte sich aber sehr höflich dankend und schaute aus dem Zimmer, nach Nummer 8 fragend.

Endlich war sie an Ort und Stelle und stand dem alten Herrn mit dem weißen Haar und den auffallend schwarzen klugen Augen gegenüber. Bertha knigte tief und reichte ihre Karte dar.

Der Präsident las sie, neigte den weißen Kopf höflich und lächelte leise. „Der verwundete Arrigo Rinconi ist mein Kollege,“ begann Bertha.

Herr van Heese fuhr sich wie nachdenklich mit der Hand an die Stirn. „Der Löwenbändiger Rinconi,“ haß Bertha dem Gedächtnis des Präsidenten nach.

„Acht in meinem Lohnbuche, daß ich Bertha Sigismund mich nenne und in Wirklichkeit Agnes Mele heiße. Es sind das Künstlernamen, die wir für das Publikum führen.“

Der Präsident sah bei diesen Worten Bertha scharf an.

„Kann ich Sie schon einmal gesehen haben?“ frug er nachdenklich.

„Ich wohnte in meiner Jugend in Waare bei Brüssel und hielt mich acht Jahre in Amerika auf,“ unterrichtete Bertha den Präsidenten.

„Seltam. Ich war nie in Waare und auch nicht in Amerika; aber Sie erinnern mich lebhaft an irgend einen Bekannten,“ meinte Herr van Heese.

Bertha lächelte und rückte sich den Hut zurecht.

Der Präsident blieb sehr ernst. „Wie sind Sie in den Besitz dieses Buches gelangt?“ erkundigte er sich.

Bertha erzählte den Hergang an dem Adrecaabend im Circus.

„Nun, ich will das Buch einstweilen in Verwahrung behalten,“ sprach der Präsident bedächtig. „Sie haben es mir einstweilen in Verwahrung gegeben. Sind Sie damit einverstanden?“

„Vollkommen.“

„Sie haben doch über diesen Fund noch zu Niemand gesprochen?“

„Das ist gut. Ich möchte Sie bitten, hinsichtlich dieses Buchleins, des Scheines und des Besuchs, den Sie hier gemacht haben, zu keinem Menschen ein Wort verlauten zu lassen,“ fuhr der Präsident mit Nachdruck fort. „Ich kann doch darauf bauen?“ frug er anscheinend nicht ganz überzeugt.

„Das können Sie. Ich habe gelernt zu schweigen, wenn es sein muß.“

„Und es muß sein,“ erklärte der Präsident. „Das Buch ist von Bedeutung. Wir können jedoch gar nichts in der Sache thun, bis der Löwenbändiger Rinconi vernehmungsfähig ist. Bis dahin halte ich es für das Beste, diese Angelegenheit als eine Privatmittheilung Ihrerseits zu betrachten und das Buch mit Ihrer Bewilligung in sicherem Verwahrung zu halten.“

„Ein beneidenswerther Mann, dieser Reinkens,“ sprach er. „Mit solch einem Vermögen kann man sehr behaglich leben und viel Gutes stiften.“

„Sie heißen auch Erich Reinkens und sind ebenfalls aus New York,“ fuhr der Präsident fort. „Welche Ausweispapiere besitzen Sie, mein Herr?“

„Nur wenige. Die hauptsächlichsten sind mir entwendet worden. Ich habe nur noch mein Circuslohnbuch, und die Bescheinigung hinsichtlich der Entwendung von einem der abgelegenen Orte der Erde.“

„Jenes Buch mit dem Scheine habe ich in Verwahrung,“ erklärte jetzt der Präsident. „Eine Dame übergab es mir.“

„Wahrscheinlich Fraulein Sigismund, eine Kollegin von mir. Die Dame ist stets besorgt um mich,“ versetzte Erich lächelnd, „und ein in hohem Grade achtungswerthes Fräulein.“

„Das scheint mir,“ stimmte Herr van Heese zu. „Können Sie mir, Herr Reinkens, etwas von Ihrer Vergangenheit erzählen?“

„Von meiner früheren Jugend wenig, aus meinen späteren Jahren viel, denn das Schicksal hat mich tüchtig umhergeworfen,“ antwortete Erich.

„Als Knabe lebte ich bei meiner Mutter in New York, die stets sehr böse wurde, wenn ich nach meinem Vater frug. Meine Mutter war sehr gut, aber leidenschaftlich und, wie ich glaube, etwas starrsinnig. In New York besuchte ich die Schule; später wohnten wir in Würzburg, Bamberg, Köln, und verjogten dann nach Ostende. Wir waren dort etwa sechs Wochen, da ergriff mich eine unbeschreibliche Lust, zur See zu gehen. Ich sagte dies meiner Mutter, die über diesen Entschluß außer sich gerieth und mich in Folge dessen acht Tage lang im Keller einsperren ließ. Es gelang mir, zu entkommen. Ich schlich mich bei Nacht auf ein Schiff, das schon die Kessel heizte, verberg mich im Raume und ließ mich erst finden, als wir in London anlangen. Es war ein Dampfer, dessen Namen ich nicht gelesen hatte, da es Nacht war, als ich an das Schiff schwamm, und den ich eilfertig einige Stunden nach unserer Ankunft in London gleichfalls bei Nacht verließ. Der Kapitän telegraphirte, so viel ich weiß, während meiner Abwesenheit an Bord nach Ostende, daß er mich auf seinem Schiff gefunden habe. In London schlug ich mich drei Wochen in der großen Stadt elend durch und fand dann Aufnahme auf einem Schiffe, das nach Südamerika fuhr. Von diesem Tage an blieb ich mit einigen Unterbrechungen Seemann. In Buenos Aires schrieb ich an meine Mutter und bat sie um Verzeihung, ich erhielt den Brief von der Polizei mit dem Vermerk zurück: „Adressirte nicht aufzufinden,“ meinen zweiten Brief beantwortete mir eine Zimmervermieterin, bei welcher meine Mutter zuletzt gewohnt haben mag, mit dem Vermerk, daß die Dame gestorben sei.“

„Besten Sie diese beiden Briefe noch?“ forschte der Präsident.

„Nein, sie sind mir bei einem Schiffbruch verloren gegangen.“

„Wollen Sie sich nicht als Erbe jener zwei Millionen melden, die einem Erich Reinkens zufallen sollen?“

„Gern, aber natürlich nur, wenn mich meine Papiere dazu berechtigen,“ versicherte Erich.

„Diejenigen, welche Sie besitzen, geben Ihnen freilich zu wenig in die Hand, um dies unternehmen zu können.“

„Ja, wenn Sie die entwendeten Papiere besäßen,“ ließ der Präsident, wieder mit einem forschenden durchdringenden Blick auf Erich, einfließen.

„Es ist kaum zu glauben, daß ich diese Papiere je wieder bekomme. Derjenige, welcher sie mir nahm, brauchte sie wohl nöthig und ist Gott weiß wo. Es war mir allerdings oft schon peinlich, daß ich jetzt nur auf mein Menageriebuch und auf eine vage Bescheinigung mich verlassen muß.“

„Mein Herr, der hiesigen Behörde liegt es jetzt ob, sich über den Erich Reinkens, welcher der Erbe jenes Oswald Braun ist—Herr van Heese fixirte wieder den neben ihm Sitzenden mit einem prüfenden Blick—Sicherheit zu verschaffen. Ich möchte Sie jedoch eruchen, von unserer Unterredung Niemand Mittheilung zu machen. Sie heißen auch Erich Reinkens und werden deshalb noch einige Male mit uns—ich bin Vorsitzender der Kommission, welche diese Angelegenheit unter sich hat—in Berührung kommen. Ich bitte Sie deshalb, falls Sie Amsterdam verlassen wollten, mich vorher davon zu benachrichtigen.“

Der Präsident erhob sich, nahm höflich Abschied von Erich und verließ das Sprechzimmer.

„Zwei Millionen!“ murmelte Erich, der sich in den sommerlichen Garten des Spitals hinunter begab. „Das ist eine hübsche Summe. Wenn diese mir zufiele! Ja, wenn Märchen wahr würden in unseren Tagen noch, könnte es wohl geschehen, aber in unserer Zeit der Elektrizität und der Dampfmaschinen ereignen sich keine Wunder mehr.“

Der Präsident begab sich in sein Bureau zurück. „Der Mann macht einen guten Eindruck,“ sagte er sich, und die Erzählung seiner Jugenderelebnisse hatte mehr und wahrhaftig Einzelzüge, als die des anderen Reinkens. Es ist dies doch ein höchst auffallendes Zusammentreffen. Zwei Erich Reinkens hier am Ort—Beide nicht als Präsidenten der Erbschaft, Beide an demselben Tage in New York geboren—Beide ungefähr im gleichen Jahre ihrer Mutter in Ostende entlaufen und zu Schiff nach Südamerika gegangen! Beide berichten beinahe dasselbe von ihren elterlichen Verhältnissen. Derart kann der Zufall nicht Wunder spinnen. Der Löwenbändiger besitzt ein Dokument, daß ihm seine Papiere gestohlen worden, jener Mann ist im Besitz von Legitimationen, die genau auf die in dem Atteste aufgeführten passen. Hier kann wiederum kein Zufall walten. Wer ist da Erich Reinkens? Ist Einer von Beiden der Erbe, oder sind sie es Beide nicht?“

Der Präsident fand es für erforderlich, seinen Kollegen in der Kommission Anzeige von dem seltsamen Auftauchen eines neuen Erich Reinkens zu machen. Er weichte die Herren in alle Einzelheiten des Falles ein, und das Kollegium beschloß nach langer Berathung, diese beiden Männer einander gegenüber zu stellen. In Folge dessen erhielten Erich Reinkens sowohl, wie der Bruder Gaudentias eine Verladung, auf dem Stadtgericht zu Amsterdam persönlich erscheinen zu wollen.

Der Präsident und die Richter saßen um einen halbkreisförmigen Tisch. Man hatte davor in einiger Entfernung zwei Stühle aufgestellt. Einen davon hatte Henry Büsum eingenommen, der erwartungsvooll, welche Mittheilung ihm das Kollegium zu machen hatte, ab und zu auf die Herren und dann wieder nachdenklich vor sich nieder schaute. Da gab der Präsident dem in Saale sich aufhaltenden Voten ein Zeichen, dieser öffnete die Thür zu einem Nebenzimmer, sprach einige Worte hinaus, und langsam trat jetzt Erich Reinkens, den rechten Arm noch im Verband, in das Zimmer.

Henry Büsum sprang vom Stuhle auf, daß er mit Gepolter hinter ihm umfiel. Er war bleich und zitterte.

Erich war gleichfalls blaß geworden, er wankte, und der Vote mußte ihn halten, daß er nicht umfiel. Er geleitete den Rekonvaleszenten zu dem Stuhle, auf den Erich erschöpft und außer Athem sich niederließ. Wie ein Geistes, wie eine Geisteserscheinung bester er Henry Büsum an, während dessen Augen seltsam flackernd Erich zu verzehren, in Brand setzen zu wollen schienen.

„Sie kennen diesen Mann?“ richtete der Präsident jetzt das Wort an Erich.

„Ja, es ist Falow, der mir die Papiere gestohlen hat,“ antwortete Erich.

„Sie kennen diesen Herrn?“ frug jetzt der Präsident Gaudentias Bruder.

„Ja,“ erwiderte Henry mit ruhiger, klarer, fester Stimme. „Dieser Mann kam im Laufe verschiedener Jahre mit mir in New York zusammen. Wir waren Beide Seefahrer und trafen uns oft in denselben Lokalitäten, bewohnten auch öfter dieselben Herbergen. Der Mann sagte mir oft, daß er keine Ausweispapiere besäße, dann schenkte mir plötzlich die meinen. Ein Jahr lang behalt ich mich ohne Papiere—das geht in Amerika—dann trafen wir uns Beide als Taucher in der Perlenkristallisation Koffal in Australien. Ich hatte Verdacht, daß dieser Mann mir meine Papiere gestohlen habe. Ich wollte nach Europa, dazu bedurfte ich meiner Papiere. Es ergab sich mir die Gelegenheit, den Koffer dieses Mannes unterzuchen zu können. Ich fand darin die gestohlenen Papiere, nahm sie an mich und reiste nach Europa.“

„Alles Vage!“ fuhr Erich jetzt zornig auf. „Aug und Trug jedes Wort. Neuer Mann sagte zu mir, er hätte keine Papiere. Er erbat meine stoffte und entnahm meiner Brieftasche die Papiere, mit Ausnahme meines Menageriebuches, das nicht in der Brieftasche sich befand.“

„Sind das die Papiere, von denen Sie behaupten, daß sie Ihnen entwendet worden sind?“ frug der Präsident und hielt Erich die Papiere hin.

Erich trat näher. „Das sind sie, wahrhaftig und gewiß,“ versicherte er. „Ist das Ihr Lohnbuch als Thierbändiger?“ frug Herr van Heese, vor Henry das Buch in die Höhe hebend. „Das ist mein Buch, das mir fehlt,“ gab Henry schnell und sicher zur Antwort. „Ich war zwei Jahre Löwen- und Tigerbändiger und jenes erwähnte Lohnbuch ist das meine.“